Schweiz

Angst vor dem Bumerang?

—y. Geschehen doch noch Wunder? Und gar in der Politik? Denn daß ein Politiker oder ein ausgesprochenes Parteiblatt im Laufe einer Diskussion, unter dem Eindruck sachlicher Argumente, seine Ansicht revidiert und etwas wenigstens in Erwägung zieht, was man vorher aufs heftigste bekämpfte — das ist doch sicher etwas ganz Ungewöhnliches, das erleben wir nicht alle Tage.

Schrieb da dieser Tage ein angesehenes Blatt, das bisher die „Demagogie" der Kriseninitiative sehr scharf verurteilte, plötzlich: „Vielleicht ist es falsche Politik, alles auf Biegen und Brechen zu stellen". Vielleicht wäre es doch ratsamer, durch einen „vernünftigen Gegenvorschlag" wenigstens den „Schein mangelnden Entgegenkommens" zu vermeiden. Vielleicht? — wir meinen, es wäre überhaupt nicht ratsam, in der wirtschaftlichen Schicksalsfrage des Landes mit „Biegen oder Brechen" zu operieren. Zumal, da kein Vernünftiger bestreiten kann, daß verschiedene Probleme überhaupt noch nicht genügend abgeklärt sind, und erst auf dem Wege praktischer Erprobung die richtigen Lösungen gefunden werden können. Besonders für diejenigen, die stets die grundsätzliche Verwerflichkeit des „Klassenkampfes" betonen, ist es sicher unlogisch, die ganze Diskussion über die Behebung der Krisennot einfach auf den Gegensatz „bürgerlich-sozialistisch" zu reduzieren und damit das Volk in zwei Lager zu spalten, bevor überhaupt eine sachliche Abklärung über den ganzen Fragenkomplex erreicht ist. Es ist eine erfreuliche Konstatierung, daß die Einsicht in die große Gefahr dieser Taktik unbestreitbar im Wachsen begriffen ist, und ebenso symptomatisch wie verdienstvoll, daß der freisinnige St. Galler und berufene Vertreter des Mittelstandes, Nat.-Rat Schirmer, diese Ansicht in der nationalrätlichen Kommission mit Entschiedenheit vertreten hat. Schirmer galt bisher eher als Vertreter des rechten Flügels seiner Partei, und auch der routinierteste Geschichtsprofessor dürfte ihm kaum eine „sozialistische" Weltanschauung nachweisen können. In diesem Blatte sind seine Ansichten schon mehr als einmal bekämpft worden; aber eine genaue Kenntnis der wirtschaftlichen Schwierigkeiten von Handel, Handwerk und Gewerbe kann ihm niemand absprechen, und er hat gerade in letzter Zeit in öffentlichen Vorträgen nachgewiesen, wo praktisch neue Wege zu aufbauender Hilfe beschritten werden könnten.

Das Wichtigste an dem Schirmer'schen Vorschlag sehen wir also darin, daß er die Diskussion durch sachliche, positive Vorschläge überhaupt weiterführt. (Der Wortlaut des Vorschlages ist im Donnerstag-Abendblatt der National-Zeitung publiziert worden.) Denn nichts scheint uns geistloser, kurzsichtiger als jene Ansicht, die bald einer dem andern nachplappert: die Ablehnung der Aufstellung eines Gegenvorschlages, die schroffe Kennzeichnung der Kriseninitiative als eines „sozialistischen" Machwerkes, schaffe eine „klare Situation". Wir haben nie recht begriffen, was daran besonders „klar" sein soll; jedenfalls ist es eine bloß negative „Klarheit". Am Tag nach der Abstimmung, in der die Initiative mit dieser Argumentation und mit knappem Mehr gebodigt würde — hätten wir unseres Erachtens eine nichts weniger als klare Situation. Was soll dann geschehen? Weiter „improvisieren" wie bisher? Oder alle Energie auf die rascheste Durchführung des zwanzigprozentigen Lohn- und Preisabbaus konzentrieren? Es würde sicher nicht an Leuten fehlen, die eine Verwerfung der Initiative so interpretieren würde. Es würde allerdings auch andere geben, die erklären würden: die Ablehnung des „Sozialismus" sei für sie durchaus nicht gleichbedeutend mit der Zustimmung zum Lohn- und Preisabbau. Ob es nun einem paßt oder nicht: die Kriseninitiative hat den Entscheid über die ganze zukünftige Wirtschaftspolitik unseres Landes auf die Tagesordnung gesetzt, und darum müßte auch derjenige, der die Initiative ablehnt (aus irgendwelchen durchaus sachlichen Gründen) auf alle Fälle dafür besorgt sein, daß die Abstimmung auch im Fall der Verwerfung der Initiative einen durchaus klaren positiven und nicht nur negativen Sinn erhält. Sonst könnte es leicht vorkommen, daß der Bumerang, der gegen den „Sozialismus" geschleudert werden sollte, auf die Nase derjenigen zurückfliegt, die ihn geschleudert haben. Wir gehen kaum fehl in der Annahme, daß es solche Ueberlegungen sind, die den Gedanken eines Gegenvorschlages immer weiteren Kreisen aufdrängen. Es geht um eine Entscheidung, bei der man nicht nur nein, sondern in irgendeiner Form auch ja sagen muß.

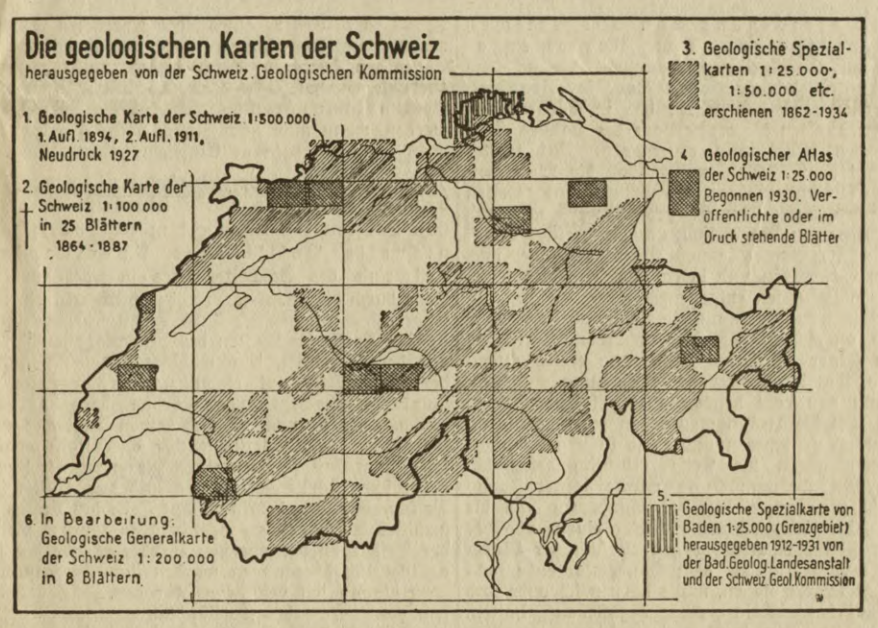
Nun wird man uns allerdings entgegenhalten, daß auch der Bundesrat am Schlusse seiner Botschaft zur Kriseninitiative eine Art „Programm" aufgestellt habe, in dem er in 12 Punkten darlegte, welche bisherigen Maßnahmen er weiterzuführen gedenke, und wie. Das nächstliegende wäre eigentlich gewesen, den wesentlichen Inhalt dieser 12 Punkte in einem Verfassungsartikel zusammenzufassen, oder besser, durch einen solchen Artikel erst die längst geforderte verfassungsrechtliche Grundlage für die weiteren Krisenmaßnahmen zu schaffen. Dann hätte das Volk wirklich den Entscheid darüber gehabt, was weiter geschehen soll. Es ist begreiflich, daß in der ersten Zeit der Krise vieles „improvisiert" werden mußte; aber heute sehen wir doch in manchem schon klarer. Seit Jahren wird bekanntlich an einer neuen Formulierung des Artikels 31 der Bundesverfassung (Handels- und Gewerbefreiheit), der durch unzählige Maßnahmen des Bundesrats und des Parlaments verletzt worden ist, herumlaboriert — ohne zu einem Ende zu kommen. Das Volk versteht nicht, warum es nicht möglich sein soll, ihm ein klar umrissenes Programm der wirtschaftspolitischen Maßnahmen vorzulegen, zu dem es Stellung nehmen kann. Muß man damit warten, bis eine Formulierung gefunden ist, die allen Anforderungen nationalökonomischer Gelehrsamkeit genügt? Nein, das Volk erwartet Taten; es wünscht mehr Initiative, mehr Planmäßigkeit im Kampf gegen die Krisennot. Denn es sind schon Zehntausende da, die nicht mehr warten können und wollen, bis alle Experten sich geeinigt haben. Und im Volk wächst auch das Mißtrauen, daß die Ablehnung der Kriseninitiative nur die Bahn frei machen solle für irgendwelche reaktionäre Maßnahmen. Darauf hat schon seit Monaten Prof. Laur hingewiesen, und der Bauernsekretär pflegt eine gute Nase zu haben für die Ansichten, die im Volke umgehen. Er hat seine Bauern immer wieder gemahnt: überlegt euch, was dann geschehen soll, wenn die Kriseninitiative verworfen ist; seht euch beizeiten vor, daß ihr mit dem Schlagwort der Bekämpfung des „Marxismus" nicht nur die Bahn dafür frei machen sollt, daß nachher die Preise abgebaut, die bisherigen Schutzwehren niedergerissen werden! Tausende haben die Kriseninitiative unterschrieben einzig aus der „Stimmung" heraus: Wir wollen, daß endlich etwas geschehen muß, etwas umfassendes, nicht nur Flickarbeit. Und wenn diese Unterzeichner der Initiative weiterhin nach den bisherigen pädagogischen Methoden „belehrt" werden, dann werden vielleicht nicht wenige unter ihnen bei der Abstimmung sich sagen: nun gut, dann sind wir eben „Marxisten" — aber die Hauptsache ist uns, daß etwas geschieht!

*

Es wird sich Gelegenheit bieten, noch auf Einzelheiten des Schirmer'schen Vorschlags zurückzukommen. In der Hauptsache unterscheidet er sich von der Kriseninitiative — von der er wichtige Forderungen übernimmt — in einem negativen und in einem positiven Punkt. Er verzichtet auf die generelle (in ihrer ganzen Tragweite nicht genau abschätzbare) Bestimmung, daß der Staat die Pflicht zur „Sicherung einer ausreichenden Existenz für alle Schweizerbürger" und zur Erhaltung des bisherigen Lohn- und Preisniveaus habe. Anderseits enthält er, wie das bei dem berufenen Vertreter des Gewerbes begreiflich ist, genauere Bestimmungen über den staatlichen Schutz von Handwerk und Gewerbe. Diese Vorschläge, die auf die Einführung der „berufsständischen Ordnung" hintendieren, werden am meisten Kritik finden. In einem „Krisen-Artikel" werden viele Bestimmungen nur einen vorübergehenden Charakter haben können — denn wir wollen doch über die Krise hinauskommen, — und daher besteht das schwierigste Problem darin, inwieweit Vorschläge, die eine grundsätzliche neue Wirtschaftsordnung postulieren, in einem solchen Verfassungsartikel überhaupt Platz finden können. Es muß aber anerkannt werden, daß Schirmer sich nicht auf den bequemen Weg beschränkt, einfach die bestehenden Betriebe durch die Abwehr der Konkurrenz, durch das Verbot neuer Betriebe zu schützen. Bei der Unterstützung von Gewerbe und Landwirtschaft stellt er in den Vordergrund die Betriebsberatung, die wirtschaftliche Erziehung und Ertüchtigung, die Forderung nach Fähigkeitszeugnis, Finanzausweis etc. bei Errichtung neuer Betriebe. Das Bedenklichste bei den bisherigen Schutzmaßnahmen für das Gewerbe war ihre Unausgeglichenheit, das oft Zufällige daran; mit der Berufung auf das mangelnde Bedürfnis wurde einfach der Tüchtige, der Junge zurückgebunden, wurden Sonderinteressen vor unbequemer Konkurrenz geschützt. Es dürfen keine neuen Hotels gebaut werden; Kaufhäuser und Genossenschaften dürfen keine Filialen mehr eröffnen — in andern Branchen darf jeder machen, was er will. Die Schuhmacher sind quasi „sozialisiert" — die Schreiner, Tapezierer etc. sind noch „kapitalistisch". Wie wir in einer der letzten Nummern des Kantonsblattes lesen, muß der hohe Regierungsrat seine hochwohllöbliche Genehmigung dazu erteilen, wenn z. B. der A. C. V. eine Annahmestelle für Schuhreparaturen von der Offenburgerstraße 36 nach der Offenburgerstraße 37 verlegt; wenn ein armer Tessiner „Schuehni" eine kleine Schusterbutik auftun will, muß die hohe Regierung zuerst untersuchen, ob dazu ein „Bedürfnis" vorliegt. Man fragt sich, ob ein an sich vernünftiger Gedanke — daß die Krisennot nicht dazu führen soll, daß der Eine den Andern kaputt macht — unbedingt zu bureaukratischen Orgien führen muß. Wie viele Schreiner sind durch spekulative Möbelwerkstätten ruiniert worden? Jetzt zeigt sich, daß auch einzelne „noble" Möbelgeschäfte sich „überlupft" haben — das ganze Gewerbe ist verpfuscht — muß es nun auch bureaukratisiert werden? Es wird, durch die bisherigen Schutzmaßnahmen, zu viel nur an den Symptomen der Wirtschaftsnot herumgeflickt, statt unten, durch aufbauende Maßnahmen, mit der Hilfe anzufangen. In dieser Beziehung ist der Schirmer'sche Vorschlag sehr lehrreich; es scheint sich in führenden Gewerbekreisen die Ansicht Bahn zu brechen, daß andere Wege zur Hilfe als bisher gesucht werden müssen.

Nichts könnte das ungeheuer schwere Werk der Ueberwindung der Krise mehr schädigen, als ein hemmungsloses Austoben der Demagogie der „Grundsätze". Der Schirmer'sche Vorschlag hat wohltätig ernüchternd gewirkt; mag an ihm im Einzelnen noch so viel zu kritisieren sein — er war im rechten Moment die Mahnung, über die Sache nachzudenken, sich die Aufgabe nicht zu leicht zu machen. Ablehnen ist sehr leicht — wirklich helfen schon bedeutend schwieriger.

75 Jahre schweizerische geologische Landesuntersuchung



In diesen Tagen werden 75 Jahre verstrichen sein, seit in der Schweiz eine systematische geologische Landesaufnahme begonnen worden ist; das Verdienst, sie in die Wege geleitet zu haben, gebührt dem Berner Geologen Prof. Bernhard Studer. Auf seine Initiative hin ernannte das Zentralkomitee der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft am 20. März 1860 eine

„Geologische Kommission"

und betraute sie mit der Aufgabe, eine geologische Karte unseres Landes zu erstellen. Außer Prof. Studer, dem ersten Präsidenten der Kommission, gehörten ihr an: Prof. Peter Merian (Basel), Prof. Arnold Escher von der Linth (Zürich), Prof. Alphonse Favre (Genf) und Prof. Eduard Desor (Neuenburg), alles Gelehrte, die zu den ersten geologischen Erforschern unseres Landes gehören und deren Namen weit über die Grenzen der Schweiz bekannt waren und auch heute noch guten Klang besitzen. Durch Vermittlung der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft stellte das eidg. Departement des Innern der neugegründeten Kommission Mittel zur Verfügung, um die Untersuchung des Geländes und die spätere Herausgabe geologischer Karten und Texte zu ermöglichen.

Jede geologische Landesuntersuchung ist abhängig von den zur Verfügung stehenden topographischen Unterlagen. In eben den Jahren, da die Geologische Kommission ihre Arbeit begann, war

der Dufour-Atlas

das große, meisterhafte Kartenwerk, das die Schweiz in 25 Blättern im Maßstab von 1:100,000 darstellt, zum Abschluß gelangt. Die Kommission wählte diese Karte für die geologische Untersuchungen, und schon vier Jahre später konnte ein erstes Blatt in geologischer Kolorierung veröffentlicht werden. In den folgenden beiden Jahrzehnten erschien ein Blatt nach dem andern; 1887 war das Werk vollendet. — Von einzelnen dieser geologischen Dufourkarten sind später revidierte Neuauflagen erschienen; leider sind die meisten dieser Blätter heute vergriffen. Die Kommission ist aber damit beschäftigt, einen Ersatz zu schaffen: Gegenwärtig steht eine neue Karte in Arbeit, die,

im Maßstab von 1:200,000, auf acht Blättern die ganze Schweiz und das anstoßende Ausland zur Darstellung bringen soll.

Mit der Vertiefung der Kenntnisse konnte für die geologischen Aufnahmen und die Darstellung des Beobachteten der Maßstab der Dufourkarte nicht mehr genügen. Mehr und mehr benützte man für beides die Blätter 1:50,000 und 1:25,000 des topographischen Atlas der Schweiz, d. h. die Siegfriedkarte. Es entstanden die „Geologischen Spezialkarten", deren Umgrenzung häufig nach geographischen oder regional-geologischen Gesichtspunkten erfolgte. Bis heute sind 116 solche Spezialblätter veröffentlicht worden; sie umfassen zusammen mehr als das halbe Gebiet der Schweiz.

In Anlehnung an diese Spezialkarten ist seit einigen Jahren die Veröffentlichung eines

„Geologischen Atlas der Schweiz 1:25,000"

begonnen worden. Die Blätter dieses Werkes halten sich an den durch die Siegfriedblätter gegebenen Kartenrahmen und sind nach einheitlicher geologischer Farb- und Zeichengebung bearbeitet. Im Laufe der Jahre wird auf diese Weise von der ganzen Schweiz eine geologische Detailkarte 1:25,000 entstehen.

Endlich sei noch auf die von der Kommission herausgegebene

„Geologische Karte der Schweiz 1:500,000"

hingewiesen: sie erschien erstmals 1894. Eine zweite, verbesserte Auflage stammt aus dem Jahre 1911 und leistet auch heute als Uebersichtskarte wertvolle Dienste.

Neben der Herausgabe geologischer Karten ging die Veröffentlichung von

erläuternden Texten

einher. Sie sind in Quartformat erschienen unter dem Titel „Beiträge zur geologischen Karte der Schweiz" (Matériaux pour la carte géologique de la Suisse); heute liegen 99 zum Teil sehr umfangreiche Bände vor; viele von ihnen enthalten geologische Profile und Ansichten in farbiger Darstellung.

Ueber all diese zahlreichen und mannigfaltigen Publikationen orientiert ein 1934 herausgegebener Verkaufskatalog der „Veröffentlichungen der Geologischen Kommission", der von der Verlagsbuchhandlung A. Francke A.-G. in Bern gratis bezogen werden kann.

Die Publikationen der Geologischen Kommission werden einer Anzahl eidg. Aemter und Bibliotheken, sämtlichen Kantonsregierungen und kantonalen Natur-

---

und wo auch ein alter, schadhafter Verputz abgenommen wird, kommen Zahlen und Namen zum Vorschein. Wir sitzen mitten in einer Vergangenheit, die sich tagtäglich in unsere Gegenwart hineindrängt, und wenn einer ein Träumer ist, wundert er sich darüber, daß über die alten Brücken nicht die Ritter sprengen, die droben auf den Burgen saßen und der Stadt soviel zu schaffen machten, oder die Aebte feierlich und würdig, von psalmodierenden Mönchen geleitet, das Volk segnen. Und glaubt mir es: man kann hier leicht ein Träumer werden.

So ist es uns ganz unmöglich, unbekümmert um Gewesenes und ohne bewußten Zusammenhang mit dem, was gewesen ist, die Gegenwart zu erleben. Darum wahrscheinlich leben wir ein wenig langsamer, ohne Hast, weil wir zu viel zu tragen haben, weil wir immer wieder gezwungen sind, Rast zu machen, mit einer für uns wichtigen Sache fertig zu werden. Das behütet uns aber auch vor einer Menge von Dummheiten, durch die andere, die von ihrer Geschichte nichts wissen, hindurch müssen. Wir sind reichlich kritisch, sitzen im Kino, in dem der Hexensabbath der Gegenwart vor uns abrollt, sonder Erregung. Wenn die Zeitungen zu uns kommen, nehmen wir sie geruhsam zur Hand: die Probleme, von denen sie berichten, die Konflikte, die dort breit aufgetischt werden, sind gelöst, wenn sie zu unserer Kenntnis kommen. Ja, wir stehen abseits. Die breite Straße, über die das Tagesgeschehen, die Gegenwartsgeschichte hinrast, ist weit weg. Wir sind aber nicht etwa die Rückständigen, nicht die Naiven; irrt euch nicht: wir stehen als die Reifen, die Wissenden, als die Herren des Geschehens, der Umstände, des Wechsels und des Unbeständigen über der fliehenden Zeit, weil wir die Maßstäbe zur Hand haben; wir, denen das Gewesene, das Gestern gegenwärtig ist, sehen die Zusammenhänge, das Bewegende, vorwärts Treibende. Wenn man uns deshalb Philister nennt, so stört uns das nicht. Wir sind unser selbst sicher.

Am stillsten ist es um uns an den Spätsommertagen, wenn die spitzen Türme unserer Kirchen in einem ganz feinen Duft stehen und sehr zarte Schleier über unserer alten Stadt hängen. Immer, kurz ehe die Blätter fallen, haben wir Besuch. In allen Gassen begegnet man fremden Gesichtern. Auf den Bänken sitzen Unbekannte, und in den Kirchen trifft man sie, vor den bescheidenen Kostbarkeiten unseres Museums, in den Weinstuben, auf den steilen Wegen unserer Weinberge und dort, wohin sich sonst nicht leicht ein Fremder verirrt: in den stillen, einsamen Höfen, auf den schmalen Brücken, über die die Schatten der Erlen fallen. Vier oder fünf Tage bleiben sie. Sie laufen nicht durch die Straßen wie die, die Eindrücke oder Sensationen sammeln. Manchmal klopfen sie bei mir an und lassen sich die alten Kirchenbücher aufschlagen. Irgend eine der Eintragungen staunen sie an, eine nebensächliche, gleichgültige, über die andere rasch hinweg lesen. Dann sprechen sie halblaut die Namen nach, die Daten, die dort geschrieben sind. Es sind die gleichen Namen, auf die ihre Kinder getauft sind, die sie rufen, wie die Urgroßmutter den Großvater rief.

Und dann weiß ich, ohne daß sie davon reden: sie wohnen in Paris oder in Bordeaux oder in Epernay oder Lyon. Die Gräber aber der Ureltern sind auf unserm alten Friedhof. Die in den Kirchenbüchern blättern, sind als Kinder über die Wiesen am Bach gelaufen und spielten auf dem Platz vor der Kirche und in den winkligen Gassen, die Krähenfüße vom Rathaus auslaufen. Es sah so aus, als sollten sie hier hinter einem Ladentisch stehen, den der Nachbar Schreiner dem Vater gezimmert. Die Väter saßen im Stadtrat und die Söhne sollten einmal ihren Stuhl einnehmen. Aber die Söhne sind gegangen und die Töchter, weil es sie fortzog; viele von ihnen, weil sie den Uebergang nach dem Jahre 1870 nicht mitmachen zu können glaubten.

Sie sind gegangen — und immer wieder in einem halben Jahrhundert, wenn einer von den Alten sich anschickte zu gehen, rief er nach dem Sohn, der fern ist. Wer kennt noch aus jenen Jahren die Not dieser einsamen Alten und die der Jungen, die meinen, sie hätten alles hinter sich gelassen, was sie mit dieser kleinen, stillen Stadt verbindet. Irgendwann einmal packt sie die Sehnsucht, deren sie nicht Herr werden können, erinnern sich des Bachs, der an den Häuserfronten entlang zieht, der Gräber auf dem Friedhof und der Kirchenglocken, die den Sonntag einläuten. Irgendwann einmal wird ein Name leben, taucht ein Gesicht auf wie aus einem Nebel, hebt sich eine Erinnerung aus der Vergessenheit, kommt die kleine Stadt zu ihnen in ihren Träumen. Sie kommen nie wieder ganz von ihr los. Sie läßt keinen, dem sie einmal gehörte.

Es war vor wenig Tagen, als das erste Weiß die Dächer deckte und die Giebel schärfer und strenger aus dem grauen Tag treten ließ. Aus der Friedhoferde hatten sie ein Grab ausgehoben und am Bahnhof warteten wir eines stillen Gastes, der aus der großen, fernen Stadt seine letzte Reise angetreten hatte. Als sie den Sarg aus dem schwarzen Wagen hoben, stand einer neben mir: groß, dunkel, schweigsam, neben ihm eine Frau, wie eine aus einer andern Welt, neben ihr zwei junge Menschen, Frau und Kinder verwundert über die Armseligkeit des Bahnhofs, die Verlassenheit, in der er liegt, über die holprigen Straßen, durch die der Zug sich bewegte, über die eiserne Friedhoftür, die sich nicht mehr schließen läßt. Verwundert über den Gatten und Vater, der davon nichts sah, den nichts Fremdes berührte, der plötzlich eines geworden war mit dem Sarg, den sie trugen, mit den Männern und Frauen, die ihm folgten. Als er am Grab stand, sah ich seine Augen. Ich sah, wie sie zu den Tannen emporschauten, in deren Schatten unsere Toten ruhen, die Türme unserer Kirche suchten und das Profil der Berge, die zu der alten Stadt niederblicken. Ich weiß, was er in diesem Augenblick sah: den alten Mann, der auf seinem Bett ruhte. Fast unmerklich ging sein Atem. Sie warteten auf sein Ende, Sohn, Sohnsfrau und Enkel. Keines regte sich. Da schlug der Alte noch einmal die Augen auf, zog den Sohn an sich, ganz nahe, und flüsterte ihm den Namen der kleinen Stadt ins Ohr, auf deren Friedhof er begraben zu werden wünschte. Hier, in dieser Stunde, verstand der große, dunkle Mann den Wunsch dessen, der gegangen war; wußte er: es ist ein Glück, in dieser Erde schlafen zu dürfen, wo sie alle ruhen, von denen er herkommt.

Die Tannen rauschen wie ein fernes Meer. Die Männer und Frauen, die alles von ferne sehen, wissen, was es um den Mann ist, der dort am Grab steht, daß die Stadt jetzt ihn fordert und daß er dennoch ziehen muß. Die Nacht kommt. Weiß leuchten die weiten Felder, dunkel aus dem Weiß treten die tiefen, einsamen Wälder. Dann fährt rasselnd ein Zug in die Nacht hinaus und einer, dessen Augen brennen, sucht den letzten Lichtschimmer zu erhaschen, der von der alten Stadt sichtbar ist.

Wissenschaftliche Nachrichten

Auszeichnung dreier Schweizer Aerzte. **Das Kuratorium der Flinker-Wagner-Jauregg-Stiftung** in Wien zur Erforschung und Bekämpfung von Kropf und Kretinismus hat soeben den Preis für die beste Arbeit auf diesem Gebiet den Schweizer Aerzten Dr. Heinrich Hunziker in Walchwil, Dr. Otto Bayard in Zermatt und Dr. Hans Eggenberger in Herisau zugesprochen. Die mit dem Preis verabreichten Barmittel werden für die Bekämpfung und Behandlung des Kretinismus in schweizerischen Berggemeinden verwendet.

Musikalisches

Leo Fall-Premiere in Zürich. (Korr.) Man erinnert sich noch des „süßen Kavaliers" als einer der letzten Operettenerfolge Leo Falls, dessen zwischen Rokoko und Wiener Walzerträumen hinpendelnde Musik sich wohl dauerhafter erwiesen hätte, wäre ihr auch ein einigermaßen genießbares Libretto beschieden gewesen. In der nun von Ernst Welisch und Rudolph Schanzer besorgten textlichen Neugestaltung nimmt sich die in eine moderne Rahmenhandlung verwobene mysteriöse Geschichte des doppelgeschlechtigen Chevalier d'Eon glaubwürdiger aus und gibt Anlaß anderseits zu allerlei feudalen und Domestikenspäßen, anderseits zu allerlei feudalen und Domestikenspäßen, die sich im englischen Schloß Grainville abspielen. Als Grundmotiv blieben bestehen ein Majoratsrecht, das es für den „jungen Herrn René" (der physiologisch zwar ein Mädchen ist, nach dem sich aber das renovierte Stück benennt) zu bewahren gilt. Beim Versuch, Falls Musik auf diese Weise zu retten, ist freilich von der Originalpartitur wenig mehr übrig geblieben, zumal Michael Kraßnay-Krauß im Uminstrumentieren und Einschalten neuer Nummern sehr radikal vorgegangen ist. Die Zürcher Premiere des „jungen Herrn René" (sie wurde als „Uraufführung" angekündigt) verdankt ihren Erfolg Martha Rohs, der von Rechts wegen ins Opernfach gehörenden, ausgezeichneten Inhaberin der Titelpartie, deren schlanker Wuchs und jugendschöne Stimme sich für die Zwitterrolle des weiblichen Lords vorzüglich eignen. Das burlesk-komische Element vertreten mit Eleganz Elfi König und Karl Goldner. Dem letztern ist auch die schmissige Inszenierung zu verdanken, während Viktor Reinshagen um temperamentvolle orchestrale Aufmachung besorgt ist.

—

forschenden Gesellschaften zugestellt, außerdem aber auch den geologischen Landesanstalten oder entsprechenden Amtsstellen der meisten Länder der Erde. Diese senden ihrerseits ihre Veröffentlichungen ein und es entsteht durch diesen Tauschverkehr eine wertvolle Sammlung geologischer Karten und Texte, die in der Bibliothek der Eidg. Technischen Hochschule in Zürich deponiert ist.

Die Organisation der schweizerischen geologischen Landesaufnahme

hat sich seit der Gründung der Kommission nicht wesentlich verändert. Die Zahl der Mitglieder der Kommission beträgt heute sieben und umfaßt Repräsentanten von sechs schweizerischen Hochschulen. Von 1888—1926 stand sie unter der Leitung von Prof. Alb. Heim (Zürich), der ihr noch heute als Ehrenpräsident angehört; 1926 ist die Präsidentschaft an Prof. A. Buxtorf (Basel) übergegangen.

Die Kommission beschließt jeweils zu Jahresbeginn über die Verwendung der ihr vom Bunde zur Verfügung gestellten Mittel; hauptsächlich kommen dabei die Geländeuntersuchungen und der Druck von Karten und Texten in Betracht. Die Feldaufnahmen werden von den „Mitarbeitern" ausgeführt, die in keinem festen Anstellungsverhältnis zur Kommission stehen, sondern nur für die geleistete Arbeit und die Auslagen entschädigt werden. Zu den Mitarbeitern zählen heute etwa 50 fachlich ausgebildete Geologen aus allen Teilen der Schweiz, die sich während ihrer Ferien der geologischen Landesaufnahme widmen. Die Erstellung der geologischen Karten und Texte wird vom Bureau der Kommission, das sich zurzeit in Basel befindet, geleitet; zwei Adjunkten überwachen den oft sehr schwierigen Druck der farbigen geologischen Karten, der von schweizerischen lithographischen Anstalten besorgt wird.

Der Uebersichtsplan an der Spitze dieses Artikels orientiert über die von der Geologischen Kommission herausgegebenen Karten.

Es steht außer Frage, daß

die Schweiz zu den geologisch bestunterfuchten Ländern Europas

gehört. Die geologische Landesaufnahme dient aber nicht einzig der Wissenschaft, sondern ist auch für Technik und Wirtschaft von größter Bedeutung; daher rechtfertigt sich die Unterstützung, die die Bundesbehörden ihr zukommen lassen, und es bleibt nur zu wünschen übrig, daß das jetzt schon vorhandene große Interesse für die geologischen Verhältnisse unseres Landes von immer weitern Kreisen geteilt werde.

Brücken schlagen, nicht Gräben aufreißen!

Eine Vereinigung von bürgerlichen Pressevertretern und Parlamentariern aus verschiedenen Kantonen, die auf dem Boden einer fortschrittlichen und demokratischen schweizerischen Politik stehen, hat in wiederholten Zusammenkünften die ernste Lage des Landes einer eingehenden Würdigung unterzogen. Mit ernster Sorge hat sie feststellen müssen, daß die Kluft zwischen den eidgenössischen Behörden und weiten Kreisen des Volkes immer größer wird und daß starke Kräfte am Werke sind, um diese, eines demokratischen Freistaates unwürdigen Zustände noch mehr zu verschärfen und so das Land schließlich gewaltsamen Lösungen entgegenzutreiben.

Allgemein wurde es als ein staatspolitisches Verhängnis angesehen, daß die Behörden, statt das Volk in seiner gedrückten Stimmung etwas aufzumuntern, ihm durch offizielle Gutheißung und Propagierung von rein negativen und kulturwidrigen Abbau- und Verarmungstendenzen jeden gesunden Optimismus genommen und es so in seiner Widerstandskraft gegen die Krise erheblich geschwächt haben. Mit Verwunderung wurde ferner davon Kenntnis genommen, daß der Bundesrat und die maßgebenden bürgerlichen Politiker einem aus der Not der Zeit heraus geborenen Versuch zur Linderung der Krise, hinter dem Hunderttausende von Schweizerbürgern stehen, nichts als ein schroffes und unversöhnliches Nein entgegenzustellen hatten. Statt daß sie selber freudig die Initiative ergriffen hätten zu einer mutigen und konstruktiven Krisenpolitik nach neuen Grundsätzen, wie sie andere Länder — so die Vereinigten Staaten, Frankreich und England — entweder schon längst eingeleitet haben oder einzuleiten im Begriffe stehen. Die unbedingte Pflicht der Leiter eines demokratischen Staatswesens zur Aussöhnung und Ueberbrückung der Gegensätze, droht so durch die Heraufbeschwörung eines leidenschaftlichen Kampfes auf Biegen oder Brechen in unverantwortlicher Weise verletzt zu werden, wenn nicht nachträglich noch die eidgenössischen Räte ein besseres Einsehen haben sollten.

Zur Frage der bevorstehenden Ersatzwahl in den Bundesrat wurde festgestellt, daß deutliche Bestrebungen dahin gehen, diese verhängnisvolle Politik des Auseinanderreißens des Schweizervolkes in zwei feindliche Teile durch die Wahl einer zum vornherein einseitig festgelegten Persönlichkeit weiter zu stärken. Reaktionäre Kreise im Westen des Landes haben sich sogar bereit erklärt, den wohlbegründeten Anspruch der Westschweiz auf einen zweiten Vertreter im Bundesrat deswegen preiszugeben. Was das Land jedoch heute braucht, ist nicht einen Vertreter ausschließlicher privatwirtschaftlicher oder klassenegoistischer Interessen, sondern einen Mann mit der staatsmännischen Weite des Blickes und dem Willen zur Volksversöhnung, dem auch jene Teile des Volkes ein gewisses Vertrauen entgegenbringen können, die bei der Bestellung der obersten Landesbehörde bis jetzt geflissentlich übergangen worden sind. Die genannte Vereinigung hat beschlossen, für den Fall, daß diesem von ihr als selbstverständlich erachteten Verlangen nicht Rechnung getragen werden sollte, unverzüglich an die ihr nahestehenden Organisationen heranzutreten, um auf dem Wege des Volksbegehrens für kommende Bundesratswahlen in irgendeiner Form ein Mitspracherecht des Volkes herbeizuführen. fh.

Kantone

Das Defizit des Kantons Zürich

ag. Der vorläufige Abschluß der Staatsrechnung des Kantons Zürich für das Jahr 1934 ergibt bei 118,6 Millionen Franken Ausgaben einen Ausgabenüberschuß von rund 8,5 Millionen Franken.

Bündner Chronik

-b- Wir erleben jetzt seltsam stille Wochen. Nicht nur, daß, abgesehen von den bekannten Touristenzentren, die Hotels ihre Pforten schließen, auch am politischen Himmel herrscht Ruhe. Das Bündnervolk hat am 3. März seinen Willen für eine demokratische Vertretung im Ständerat kundgetan und erfolgreich durchgesetzt. Auf dem Lande vernimmt man hin und wieder immer deutlichere Hinweise auf ein Bekenntnis zur Krisen-Initiative. Aber das bäuerliche Volk erwartet noch eine gründliche Instruktion zu diesem so wichtigen Postulat, so daß in Verbindung mit den auf den 7. April angesetzten Regierungsratswahlen zweifellos eine doppelte Volksaufklärung zu erwarten sein wird. Die wenigen Andeutungen in der Parteipresse vermögen zur Stunde noch keine sichere Prognose zu stellen über die Nominationen der Kandidaten als Ersatz der drei im Herbst 1935 turnusgemäß ausscheidenden Regierungsräte Fromm, Dr. Ganzoni und Dr. Willi.

Mit der Bestellung von Oberstleutnant Dr. Lardelli als Ständerat hat sich auch im Lager der Freisinnigen eine sichtliche Befriedigung ausgelöst. Die Aufrechterhaltung des finanziellen Gleichgewichts dürfte einer der wichtigsten Beschlüsse, die in Bern zu fassen sein werden, darstellen. Die Frage des Einbezuges der Privatbahnen in die Sanierung der S. B. B. auf der einen und der Ausbau der Alpenstraßen auf der anderen Seite stehen im Vordergrund des allgemeinen Interesses. Dr. Lardelli ist der Mann, der — nach den für die freisinnige Partei so überraschend ausgefallenen Wahlen — auf der ganzen Linie sich persönlicher Sympathie erfreut und dessen finanzpolitische Fähigkeiten allgemein anerkannt werden.

Das großangelegte Projekt einer Straße für den Auto-Fernverkehr Basel—Zürich—Chur—Julier—Chiavenna beschäftigt die Bündner Verkehrspolitik in starker Weise. Seit Jahren wirken die bündnerischen Verkehrskreise mit großer Tatkraft auch an der Realisierung einer Walenseestraße mit. In diesem Zusammenhang ist natürlich die Offenhaltung des Juliers für den Winterverkehr von größter Bedeutung.

Die Wirtschaftslage im Kanton Graubünden kann nicht als rosig bezeichnet werden. Jede Nummer des Kantonsblattes meldet zahlreiche Nachlaßstundungen, betreibungsrechtliche und konkursamtliche Liegenschaftssteigerungen. Nicht nur bäuerliche Heimwesen, die seit Generationen in der gleichen Familie lagen, sondern viele bekannte Hotelunternehmungen kommen unter den Hammer.

Eine gewisse Besserung ist auf dem Holzmarkt festzustellen. Von einem normalen jährlichen Holzschlag von 100,000 Kubikmeter konnten in dieser Saison 68,000 Kubikmeter Verkaufsnutzholz bereit gestellt werden. Der Verkauf wurde allerdings durch die starken Schneefälle zum Stocken gebracht. Die „Selva", Genossenschaft bündnerischer Holzproduzenten weist mit Stolz auf eine Besserung der Sortierung des Holzes hin. Die Regierung hat sogar Bußen für mangelhafte Sortierung vorgesehen.

Der Arbeitsmarkt in Graubünden gibt zu keinen Besorgnissen Anlaß. Es fällt geradezu auf, daß weibliches Hotel- und Hauspersonal trotz hohen Löhnen nur sehr schwer zu bekommen ist.

Baselland

„à la Stavisky"

-w.- Vor dem basellandschaftlichen Kriminalgericht begann Samstag vormittag der Strafprozess gegenüber dem 34jährigen G. H., gebürtig von Steckborn, der vor zirka Jahresfrist, während seiner Tätigkeit als Sekretär des Gewerbevereins Binningen,

Unterschlagungen und Betrügereien in grösserm Umfange

beging. Aus der

Anklageschrift der Staatsanwaltschaft

geht u. a. hervor, dass der Angeklagte vorbestraft ist. Hinsichtlich der ihm zur Last gelegten Delikte ist er im grossen und ganzen geständig. Nach Verbüssung seiner letzten Zuchthausstrafe von 2½ Jahren (wegen seiner im Jahre 1928 begangenen Betrügereien) wurde er in Basel auf der Schreibstube beschäftigt. Im März 1932 ging er eine zweite Ehe ein. Im Juni desselben Jahres erhielt er von einer Versicherungsgesellschaft eine Anstellung als Versicherungsagent und Inspektor. Als solcher kam er auf ein Einkommen von 300—400 Fr. monatlich. Seit dem September 1932 führte er nebenamtlich als Sekretär auch die Geschäfte des Gewerbevereins Binningen.

Anscheinend hatte der Angeklagte von früheren Jahren her Schulden zu bezahlen. Er nahm jedenfalls zu diesem Zwecke im Frühjahr 1933 ein Darlehen in Höhe von 900 Fr. auf. Ein Betrug scheint in diesem Falle nicht vorzuliegen; doch ist in dieser ersten Darlehensaufnahme der Beginn einer

verhängnisvollen Schuldenwirtschaft des Angeklagten

zu erblicken. Im Oktober desselben Jahres musste er, wieder angeblich zur Tilgung alter Schulden, bei der Kantonalbank ein Darlehen von 2500 Fr. aufnehmen, das von seinem Wohnungsvermieter verbürgt wurde. Der Bürge kam in der Folgezeit mit 1500 Fr. zu Schaden. Während der Monate Oktober bis Dezember 1933 beging H. dann zum Nachteile seiner Arbeitgeberin oder zum Nachteile von Kunden seiner Arbeitgeberin

Urkundenfälschungen und Unterschlagungen

So unterschlug er einen Geldbetrag von 900 Fr., den er im Auftrag der Versicherungsgesellschaft einem Versicherten hätte auszahlen sollen. Das Geld verbrauchte er für sich. Später beging er eine Unterschlagung im Betrage von 780 Fr. Das Geld hatte er bei einem Versicherungsnehmer eingezogen, der Gesellschaft aber nicht abgeliefert. Endlich beging er einen Betrug dadurch, dass er die Summe einer Versicherungspolice von Fr. 70.40 auf 408 Fr. abänderte, den erhöhten Betrag beim betreffenden Versicherungsnehmer einzog und das eingezogene Geld wiederum für sich verbrauchte.

Als seine Unterschlagungen, die Urkundenfälschung und der Betrug seiner Arbeitgeberin zur Kenntnis gelangten, verlangte diese sofortige Wiedergutmachung des Schadens. Der Angeklagte fand drei wohlmeinende Herren, die ihm — in voller Kenntnis der Sachlage — mit Darlehen von 900, 780 und 500 Fr. aus der «Patsche» halfen In der Folgezeit hat der Angeklagte mehrfach grössere und kleinere Darlehen erhältlich machen können; doch kann ihm in diesen zwölf Fällen von Darlehensaufnahme eine betrügerisches Vorgehen nicht oder nur ungenügend nachgewiesen werden. Er stopfte die Löcher seiner Schulden mit Geldern zu, die er aus neuen, grösseren Schuldverpflichtungen bezog. Insgesamt hat er sich als «Darlehen» rund 7500 Fr. zu verschaffen gewusst, daran aber nur rund 2500 Fr. zurückbezahlt.

Im April bis Juli 1934 beging er dann eine Reihe grösserer Betrügereien, indem er gewissen Finanzleuten seines grossen Bekanntenkreises eines

geheimen «Handel mit kriegstechnischen Artikeln»

vortäuschte. Den Geldgebern, die sich für dieses «Geschäft» auffallend leicht gewinnen liessen, versprach er bekanntlich einen «Gewinnanteil bis zu 40 Prozent»! Zum Beweise seiner phantasiereichen Behauptungen und Erklärungen wies er fingierte Telegramme und Briefe seiner angeblichen deutschen und französischen Auftraggeber vor. Dieses «geheime» Geschäft hat sich im Sommer und Herbst des vergangenen Jahres ziemlich rasch herumgesprochen, und es ist wohl nur der überraschenden Abreise des jetzigen Angeklagten zuzuschreiben, wenn nur wenige und nicht Dutzende von Finanzleuten auf den Schwindel hereingefallen sind. Das Profitfieber hatte sich von seinem Herd aus bereits über das ganze untere Baselbiet ausgebreitet. Man sprach an abgelegenen Wirtstischen davon: in Münchenstein sowohl als in Basel, in Muttenz wie in Benken liess sich das Gerücht dieses «lukrativen Handels mit kriegstechnischen Artikeln» feststellen! Aus diesem fingierten Geschäft hat aber ausser dem Angeklagten nur ein Milchhändler von Pratteln einen Profit gezogen: für seine dem Angeklagten geliehenen 2600 Fr. konnte er einen «Gewinnanteil» von 500 Fr. einstreichen. Alle andern Gläubiger kamen zu Schaden. Vorab ein Malermeister von Biel-Benken, der dem Angeklagten 10,970 Fr. geliehen und heute von ihm noch immer 9570 Fr. zu fordern hat. Ein Wirt von Biel blieb mit 9350 Fr. «hängen». Ein Maler von Binningen lieh dem Angeklagten 7600 Franken, woran ihm dieser 4400 Fr. zurückbezahlt hat. Insgesamt beläuft sich die Summe der zugestandenen Unterschlagungen und Betrügereien des Angeklagten auf rund 35,000 Fr. Der Schaden ist durch Rückzahlungen nur zum Teil (13,000 Fr.) gedeckt worden.

Als Ende Oktober 1934 mehrere seiner Gläubiger auf Auszahlung ihres Gewinnanteils und Rückzahlung ihrer Darlehen drängten,

flob H. nach Frankreich und Spanien

Dort soll er sich als «Bankdirektor des Crédit Lyonais» ausgegeben und allerlei Betrügereien begangen haben. Am 26. Dezember wurde er in Genf beim Ueberschreiten der Schweizergrenze verhaftet. Wie er später angab, wollte er sich freiwillig den Polizeibehörden in Liestal stellen.

Eine mehrseitige Schrift, die H. während der Untersuchungshaft verfasst hat, gibt hauptsächlich über das

Vorleben des Angeklagten

Auskunft. H. entstammt einer einst geachteten Familie, die in Zürich wohnhaft war. Sein Vater war Rezeptant in Apotheken, später Reisender. Der junge H. hätte nach dem Wunsche seiner Eltern Apotheker werden sollen. Seine Schul- und Studienjahre wurden aber durch die Verhaftung seines Vaters, der sich der Unterschlagung von zirka 30,000 Fr. schuldig gemacht hatte, unterbrochen. Sein Vater wurde zu zwei Jahren und acht Monaten Gefängnis verurteilt; die Ehe der Eltern wurde geschieden und der Junge musste nun seinen Wohnort oft wechseln.

«Nach der Entlassung des Vaters lebten wir beide in Basel. Ich reiste und sorgte für ihn. Er war ein gebrochener Mann. Auf der Landstrasse ist er gestorben.» Seine

«Verbrecherlaufbahn»

schildert der Angeklagte folgendermassen: «Ich debutierte im Verbrechen mit einem Diebstahl, ging nach Paris mit einem Kollegen aus der Gosse, kam heim, heiratete eine Dirne, ohne sie als solche zu kennen... Meine Frau wurde vom Teufel geritten. Während ich arbeitete, kopierte sie Messalina... Als meine Frau mein Aufpassen satt hatte, ging sie durch, und ich beging einen Kreditbetrug mit Kleidern. Urteil: Sieben Monate Gefängnis und die fünf bedingten von Basel dazu. Ein Jahr später: Haftentlassung. Vollkommen erledigt. Psychisch, meine ich. Und dann kommen die Strafen nur so gehagelt. Ein ganzer Rattenschwanz... Meine letzte Strafe dauerte 2½ Jahre in Lenzburg. Sie war zu hart!...» Und er schliesst dieses Kapitel: «Die Ereignisse zu Hause haben meinem Denken seinerzeit die Richtung gegeben, die Zuchthausjahre den Inhalt!»

Hotel «Rössli» Muttenz

Auch die Landschäftler verstehen Fasnacht zu machen. Das sah man am besten wieder an den beiden grossen Maskenbällen von Montag und Mittwoch im Hotel «Rössli» in Muttenz, wo getanzt und intrigiert wurde, dass es für Ohr und Auge eine wahre Freude war. Das Preisgericht entschloss sich zu folgenden Prämierungen: Gruppen: Schnäderenten, Tirolertschumpel, Muttenzer Mannequin (Konkurrenz der Pariser Haute-Couture!) und Tante Anna. Einzelmasken: Buredüpfi, Schabziegerpeter und ein Spielwarenverkäufer.

Kommenden Samstagabend findet der grosse Kehrausball statt. Für ein flottes Orchester ist auch diesmal gesorgt.

Kreuzworträtsel

Auflösung des Rätsels Nr. 307

Wagrecht: 7. Ala, 9. Lea, 11. Stimme, 13. Swamps, 16. St, 17. Meister, 18. A. C., 20. mit 50. Niete, 21 al, 23. Pie, 24 ach, 26. MM, 27. Tambour, 29. Chamois, 31. Ur, 32. Atm, 33. Eru, 35. Lea, 36. Fra, 38. Morgenstreich, 44. am, 45. Engadin, 53. Ave, 55. Umzüge, 59. Blume.

Senkrecht: 1. Rat, 2. Lamm, 3. Pfeifer, 4. mit 46. wagr. Fastnacht, 5. klar, 6. Kap, 8. mit 34. wagr. Lire, 10. em, 11. mit 49 wagr. Stute, 12. Medium, 14. Weiche, 15. S. A., 16 Status, 19. Gemsen, 22. mit 54. senkr. Larve, 23. Potage, 25. Harfen, 26. mir, 28. Baer, 30. Muri, 35. Lome, 37. Acht, 38. mal, 39. en, 41. S. A., 42. mit 40 Ring, 43. hte, 48 m E., 49. U. E., 51 tu, 52. mit 47. wagr. Emblem, 53. Age, 56. Zl., 57. uu, 58. em.

Die ersten 80 richtigen Lösungen

1. Häsy und Weggu, Heustrich; 2. Zwillinge Dreyer, Bern; 3. Frau Täschler; 4. Heidy Müller; 5. E. Ausfeld, Kriens (Ihre Rückkehr zum Lösen freut mich!); 6. Albert Jourdan, Muttenz; 7. Friedrich Lüthy; 8. Werner P. Zurbrügg; 9. das Schwesternpaar; 10 E. Treuthardt; 11. J. Durisch; 12. H. R. Ganz; 13. K. Fischli-Ruf; 14. Emil Spiegelhalter; 15. Grite vo Binnige; 16. Frau Reinharth-Rieder, Allschwil; 17. Frau M. E. Bertolf; 18. Lisel; 19. Flad Franz; 20. Tony Frey; 21. Leontine; 22. Bruder; 23. Namenlos; 24. Frau Ida Lieb; 25. Ros. Oe.; 26. Poporaba; 27. Max Lang; 27. Emilie Brogle; 28. Lacunarius; 29. Rösly Rittmann; 30. Sturzenbigger; 31. Marguerite Niedergang; 32. 's Bluemenstöckli; 33. R. J. & Cie., Bern; 34. Haro; 35. Frau Windler, Binningen; 36. E. Binder, Muttenz; 37. Irm und Gotty Thommen vo Gänf; 38. Fr. Kaeser; 39. Hedy Wienand; 40. 's Basler Veietli in Ziri; 41. E. Brauchli; 42. Frau Rösly Siegrist; 43. Rösli Hof; 44. René Vogt, Dornach; 45. Mickey Ralt; 46 Old and Young; 47. Frau Nessler, Binningen. 48. Helen und Alice; 49. E Nievergelt; 50. Bolle und Böltell us dr Leuegass; 51. Luggi St.; 52. Emil Schärz; 53. Hedy e Marcel; 54. Rösly Gilgin und Ernst Christen; 55. Bice Medici; 56. Frau Mia Girard-Simberg, Grenchen; 57. André Stutz, Lenzburg; 58. A. Frauenknecht; 59. O. und J. Zumsteg-Hirschel, Oberwil; 60. Schwärzeli; 61. St. Jakob-Bitter (per Brief oder, wie Ihre letzige Lösung, per Postkarte); 62. Fritz Rominger, Binningen; 63. Wolfer & Oppikofer, Corgémont; 64. A. Gass; 65. Olga und Walter; 66. W. Volkart; 67. M. Balmer, Bern; 68. Frau Frieda Meister; 69. Flora und Hans Pfister, Muttenz; 70. Sauce Kibitz; 71. Maikäfer vom Davidsrain; 72. Zwei Liebi; 73. Verena K.; 74. Hans und Emil R.; 75. Franz Zbinden; 76. Heidi M.; 77. Familie Benz; 78. E. und L. 548; 79. E. F. E. R.; 80. Cläry Hofer-Jenzer und 's Käty.

Aus dem Aargau

Vergabungen zu kulturellen und sozialen Zwecken

(Korr.) Fabrikant C. A. Dimmler in Zofingen vergabte letztwillig 16,000 Fr. zugunsten der Ferienkolonie, der Kulturgesellschaft und des Turnvereins Zofingen. — Anlässlich seines Rücktritts vom Präsidium der Schulpflege Zofingen stiftete Redaktor A. Maurer 4200 Fr. zu besonderen Bildungsaufgaben an unbemittelte Kinder der Zofinger Bezirks- und Gemeindeschulen.

Elsass

Wochenschau

Wahlbevorbereitungen. — Jubiläum

C. In die Vorbereitungen zur Gemeinderatswahl ist ein überraschendes Moment getreten. Im Gegensatz zu den übrigen Volksfrontparteien, die, wie schon berichtet, angeregt haben, im ersten Wahlgang in Strassburg eine Einheitsliste der fünf Volksfrontparteien zu präsentieren, hat der Kreisverein der Kath. Volkspartei (Uperna), der bekanntlich sich für den ersten Wahlgang auf getrenntes Vorgehen festgelegt hat, in einer stark besuchten Mitgliederversammlung beschlossen, sämtlichen organisierten Parteien vorzuschlagen, 1.) im ersten Wahlgang zwecks Stimmenzählung allein vorzugehen, 2.) für den zweiten Wahlgang in allen vier Kantonen eine auf der Grundlage des im ersten Gang erzielten Ergebnisses aufgebaute Proporzliste aufzustellen. Als Endfrist für die Zustimmung zum Vorschlag oder die Ablehnung desselben ist der 30. März bestimmt. Parteien, die bis dahin nicht zugesagt haben, sind vom Abkommen ausgeschlossen.

Die Anregung hat bei Autonomisten und K. P. O., die schon das Gegenteil beschlossen hatten, eine peinliche Stimmung erzeugt. Bis jetzt herrscht dort betretenes Schweigen. Bei den andern Parteien ist die Neigung erkennbar, dem Vorschlag beizutreten. Die Verwirklichung desselben würde dem Wahlkampf seine Schärfe nehmen und die Basis für sachliches, fruchtbares Arbeiten auf dem Gemeindehause schaffen.

Herr Heil, der aus der Autonomistenpartei ausgeschieden ist und vor einiger Zeit eine eigene Partei, die Regionalistenpartei, gegründet hat, gibt seit Anfang dieser Woche ein eigenes Wochenblatt, den «Montag-Morgen» heraus.

Für die Senatswahl im Oberelsass stehen sich nun drei Kandidaten gegenüber; der von Uperna und Demokraten unterstützte Landwirt Ostermann, der Unabhängige Silbermann, früherer Abgeordneter, und der Sozialist Wicky. Die Apna hat ihre Stellungnahme noch nicht bekanntgegeben.

In St. Leonhardt, seinem idyllischen Heim, am Fusse des Odilienberges, hat der bekannte Schriftsteller und Künstler Charles Spindler dieser Tage seinen 70. Geburtstag gefeiert. Spindler hat dem elsässischen Kunsthandwerk neue Wege gewiesen; als Kunstgewerbler ist sein Name weltbekannt. Seine Spezialität ist die Marqueterie (Holzeinlegeverfahren). Seine zahllosen Motive entnimmt er ausschliesslich der elsässischen Landschaft. Auch als Kunstschriftsteller, Aquarellist und Zeichner ist Spindler in jüngeren Jahren sehr fruchtbar gewesen.

Kurorte und Reiseverkehr

Bad im Freien im März

(Einges.) Im südlichen Schwarzwald, nahe der Schweizer Grenze, liegt das südlichste Thermalbad Deutschlands, Badenweiler, dessen Wasser, unabhängig von der Jahreszeit und nicht etwa erzeugt durch künstliche Heizanlagen, selbst in seinem wertvollen offenen Thermalschwimmbad unter freiem Himmel eine Wärme von 26,4 Grad Celsius aufweist. Denn es wird aus der heilkräftigen radioaktiven Therme von Badenweiler gespeist, deren starke Tagesschüttung von 1,6 Millionen Liter es erlaubt, das Becken täglich neu mit dem kostbaren Wasser zu füllen. Mit Recht ist dieses Thermalschwimmbad einer der grössten Anziehungspunkte des klimatisch begünstigten südlichsten deutschen Heilbades. Diese besondern Verhältnisse gestatten es, im frühen Frühling und noch im späten Herbst Luft, Sonne und radioaktives Thermalwasser, die in ihrer Kombination so wirksamen Heilfaktoren Badenweilers, gleichzeitig auf den Körper einwirken zu lassen. Es ist seltsam und von eigenartigem Reiz, des Morgens auf den Höhen des Schwarzwaldes mit Skiern über den Firnschnee des Frühlings zu flitzen und des Mittags unter freiem Himmel in den lauen Wassern der heilkräftigen Therme Badenweilers zu schwimmen.

Besitzwechsel

J. L. Das Hotel Solbad Ocheen in Rheinfelden ist durch Kauf wieder an seinen früheren Besitzer, Herrn F. Schmid-Bütikofer, Besitzer des Hotel Schwanen daselbst, übergegangen.

Das Hotel Strandweg in Faulensee bei Spiez, ist von Fräulein Martha Roth käuflich erworben worden.

Nekrologie

L. In Lausanne ist an den Folgen eines Unfalls, den er während eines Aufenthaltes in Nizza erlitten hatte, Herr Arthur Dreyfuss im Alter von 76 Jahren gestorben. Herr Dreyfuss war gebürtiger Basler und seiner Zeit neben seinem Landsmann Cäsar Ritz und dem kürzlich verstorbenen Kochkünstler Escoffier einer der Prominenten in der internationalen Hotellerie.

Geschäftliches

Frühlingszauber

Nochmals ist der Winter eingekehrt: überall Schnee; doch nicht weit von hier an der Grenze Basels gibt es einen Ort, wo man dem Frühlingstreiben zusehen kann. Von Stunde zu Stunde wird es grüner an den Bäumen, man fühlt sich schon im Walde. Der Schöpfer dieser Dekoration, welcher sich im Restaurant Stab in Birsfelden befindet, hat das richtige getroffen, «Der Frühling, wie er den Winter vertreibt» und die dazu grinsenden Lampen bezeugen, dass sie dem Winter nicht nachtrauern. (Siehe Inserat.)

Handelsschule Huber, Basel
Freiestrasse 74, Telephon 45.506 Im Sodeck
Beginn neuer Tages- u. Abendkurse
Beste Referenzen! Bewährte Stellenvermittlung!
Man verlange Prospekte. D 95 U

BÜCHERSEITE DER NATIONAL-ZEITUNG

Charles Monnard

Charles Schnetzler: Charles Monnard et son époque, 1790—1865. (Librairie Payot, Lausanne.)

Mit dieser wohldokumentierten Biographie wird eine bisher wenig beachtete Gestalt ins Licht gerückt, ohne die der welschschweizerische Liberalismus sein ihm eigenes Gepräge wohl kaum gefunden hätte. Monnard war der getreue Schildhalter Alexander Vinets, als der überschäumende politische Radikalismus in der Waadt die Freiheit des religiösen Gewissens zu vernichten drohte. In dieser Abwehr mit dem jüngeren Meister geistig verwachsen, war es dem älteren Freunde vorbehalten, durch seine öffentliche Wirksamkeit als Mitglied des Grossen Rates, als akademischer Lehrer und als Journalist den Staat, die Jugend und das Volk schon frühe auf die Auseinandersetzung mit dem Gedanken der freien Kirche vorzubereiten. Als dann unter dem Eindruck der Berufung der Jesuiten nach Luzern die Waadtländer ihren antiklerikalen Zorn an den Bekennern des «Réveil» unter den eigenen Landsleuten ausliessen und 1845 eine neue Verfassung mit einem gegen die «mômiers» gerichteten Verbot des Vereinsrechtes annahmen, war es wiederum Monnard, welcher, damals selbst Pfarrer in Montreux, mit seinem Rücktritt vom Amte seinen geistlichen Mitbrüdern den Mut zu diesem schweren Schritt stärkte und damit den Anstoss zur Gründung der «Eglise libre» gab. Wenn schon diese entschiedene Stellungnahme genügen würde, ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte seines Heimatkantons zu sichern, so erscheint sein gesamtes Lebenswerk so umfassend und für zahlreiche Kreise der übrigen Schweiz und des Auslandes so bedeutsam, dass Schnetzler es füglich als Ausdruck seiner Epoche bezeichnen darf.

Von waadtländischer Abkunft, aber in Bern — seine Mutter war Oberländerin — noch als Untertan des «ancien régime»geboren, kam Monnard schon mit 15 Jahren nach Lausanne, wo ihm als zukünftigem Theologen zunächst ein stilles Seelsorgerdasein beschieden schien. Aber ein Aufenthalt als Hauslehrer im napoleonischen Paris befruchtete seinen empfänglichen Geist dermassen, dass kein Geringerer als der ehemalige helvetische Minister Stapfer den erst 27-Jährigen zur Uebernahme der Professur für französische Literatur an der heimischen Akademie für berufen hielt. Seine hohe Auffassung dieser neuen Aufgabe liess ihn nach bester klassischer Tradition zeitlebens das Schrifttum einer Nation als Gefäss ihrer Geschichte und Philosophie betrachten, sodass ihn diese geisteswissenschaftliche Totalität einer noch nicht spezialisierten Zeit veranlasste, Johannes von Müllers Schweizergeschichte ins Französische zu übersetzen und später für die Zeitalter der Aufklärung und der Revolution zu vollenden. Auch diese Arbeit wurde nicht als wissenschaftlicher Selbstzweck, sondern als Baustein zu der vaterländischen Tat einer zwar föderalistischen, aber geeinigten und starken Schweiz unternommen; denn Monnard hatte als Tagsatzungsabgeordneter, als welcher er namentlich an der Lösung der Asylfrage im Conseil- und im Napoleonhandel hervorragenden Anteil nahm, die Schwäche des Bundesvertrags zur Genüge kennen gelernt. Und endlich müsste er nicht der echte Jünger eines Laharpe gewesen sein, wenn er sich nicht von dessen Gedanken einer eidgenössischen Universität zur Bildung eines schweizerischen Nationalcharakters hätte hinreissen lassen; die zu diesem Vorhaben geleistete Arbeit kam dafür der Reform der Lausanner Akademie zugute, die recht eigentlich durch Vinet und Monnard eine angesehene Stellung errang. Die beiden letzten Jahrzehnte seines Lebens aber verbrachte der durch den Umschwung von 1845 sich überflüssig vorkommende Monnard in freiwilliger Verbannung: Friedrich Wilhelm IV. von Preussen, der seine Sympathien für die Märtyrer der radikalen Demokratie nie verhehlte, berief ihn als Professor der romanischen Literaturen an die Universität Bonn. Doch blieb der Waadtländer, der seine Heimat nur noch einmal auf einer kurzen Ferienreise sehen sollte — eine Berufung an das neugegründete Polytechnikum in Zürich lehnte er aus materiellen Rücksichten auf seine Familie ab — trotzdem innerlich ein guter Eidgenosse; keinen Augenblick hätte er gezögert, mit seiner Demission wieder einen Schritt ins Ungewisse zu tun, wenn der Neuenburger Konflikt zu einem Krieg zwischen der Schweiz und Preussen geführt hätte. Seine lange politische Erfahrung behütete ihn zwar vor der Alleingültigkeit irgend einer Staatsform; ihm galt die Demokratie als eine höchste Entwicklungsstufe nur dann, wenn ein Volk durch seine religiöse Reife sich der wahren Freiheit würdig erwies. Wie wenig aber Erbitterung über eigene Unbill ein solches Urteil bestimmte, mag folgende schöne Briefstelle (in freier Uebersetzung) belegen: «Es ist wohl gut, dass auf dem Felde der Geschichte die, die säen, nicht ernten dürfen; denn sonst würde ihre Hingebung in Egoismus umschlagen. Die Jahreszeiten sind im Völkerleben viel weiter gespannt als im Einzeldasein; deshalb dürfen wir in politischen und sozialen Dingen unsere Geduld nicht an persönlichen oder familiären Angelegenheiten messen.» —

Dem Deutschschweizer, der Sinn für die feine Geistigkeit lemanischer Kultur hat, bereitet die Bekanntschaft mit dem ausgezeichneten Werk von Schnetzler einen erlesenen Genuss. P. W.

Romane und Novellen

Karel Capek: Hordubal. Roman. Deutsch von Otto Pick. (Verlag Büchergilde Gutenberg, Zürich.)

Vielen ist der tschechische Dichter Capek durch seine humoristischen kleinen Bücher, namentlich das «Jahr des Gärtners», bekannt. Seine ernsten Dichtungen sind bei uns weniger bekannt. Der «Hordubal» ist die Geschichte von den Leiden und dem Tode eines armen tschechischen Kleinbauern, der nach Amerika gegangen ist, um für seine Frau und sein Kind, und nicht minder für seinen notleidenden Hof, einen Sack voll Taler zu verdienen. Lang ist er drüben geblieben, Jahr um Jahr, und jahrelang hat er seiner Frau regelmässig alles Ersparte zugeschickt, vielmehr durch einen Landsmann und Kameraden zuschicken lassen, der des Schreibens und Lesens kundig ist und der drüben sogar englisch gelernt hat. Aber der Kamerad ist umgekommen und Hordubal ist in seinem Bergwerk in Amerika allein geblieben, ihm sind Lesen, Schreiben und Englisch nicht zuteil geworden, er kann seiner Frau nichts mehr schicken und nicht mehr schreiben lassen. Aber er arbeitet und spart weiter, denn seine Kuliarbeit kann er auch ohne Englisch tun, und wenn auch eine Bank ihn um dreitausend Dollars betrogen hat, er hat es verschmerzt und hat in weitern arbeitsamen Jahren Geld gespart, bis es ihm genug schien und bis das Heimweh zu gross wurde. Da fuhr er in die Heimat zurück, zu seinem Hof, von dem er seit Jahr und Tag nichts mehr weiss, zu seiner Frau, von der er seit Jahren nicht weiss, ob sie noch lebe, ob sie noch an ihn denke. Er kommt zurück, willens, sich nun des Wohlstandes zu freuen, seinen Hof instand zu setzen und zu vergrössern, und sich seines Weibes und Kindes wieder zu freuen. Und sie sind auch noch da, der Hof und die Frau und das Kind; aber der Hof hat ein anderes Aussehen bekommen, und das Kind kennt ihn nicht mehr und hat ihn nicht erwartet, und noch viel weniger hat die Frau ihn erwartet, die längst mit einem Knecht zusammenlebt, einem Rossknecht und Rosszüchter, der das Kornland verkauft und bloss noch Pferde hält und züchtet. Hordubal, der nicht lesen und schreiben kann und sehr wenig klug ist, sucht sich in alles zu finden, und will den Verdacht, dass die Frau ihn betrogen habe, nicht in sein Herz lassen, so schwer es ist, die Augen davor zu verschliessen. Langsam nur erwacht er, langsam beginnt er sich gegen sein Schicksal zu wehren, aber dazu ist er nicht der Mann. Der Knecht, den er entlassen und beleidigt hat, bringt ihn um, und die Frau, so scheint es, ist nicht ohne Mitwisserschaft. Die ganze simple und traurige Geschichte könnte uns wenig interessieren und man könnte an ihrer Wahrscheinlichkeit zweifeln, wäre sie nicht von einem Dichter erzählt. Er trägt sie vor wie ein Epos, vielmehr wie eine Ballade, einfach, aber voll Melodie, und unaufhaltsam schreitend bis zum bitteren Ende, und aus dem Roman des armen Hordubal wird ein Sang vom armen, dumpfen Menschen schlechthin, der dies und jenes und alles viel klüger hätte machen und sein ganzes Elend hätte vermeiden können, nur hat er es eben nicht gekonnt, sondern ist ihm hilflos und mit wachsendem Grauen im Herzen, aber zäh und ergeben entgegen gegangen, bis alles erfüllt war. In dieser Balladengestalt gewinnt ein Schicksal, das eigentlich nur traurig ist, etwas von Grösse und Vorbildlichkeit. Hermann Hesse.

Kurt Martens: Gabriele Bach. (Verlag P. Neff, Berlin).

Dieser «Roman einer Deutschen in Paris» führt in die Zeit des dritten Napoleon und des Krieges 1870/71 nach Paris. Dort leben Nachkommen Johann Sebastian Bachs: der Grossvater, Musikprofessor im Ruhestand, seelisch noch stark mit seiner Jugendheimat Deutschland verbunden; sein Sohn, Privatier, mit einer reichen Pariserin vermählt, schon ganz Franzose geworden, und dessen Tochter Gabrielle, die in einer Art Atavismus wieder «ganz deutsches Mädchen» ist, innerlich fremd in dem «lasterhaften» Paris, sich sehnend nach der Tugend und Reinheit des biederen Deutschland. Ihr Sehnen erfüllt sich: sie findet den deutschen Gatten, dessen geisteskranke Frau im rechten Moment stirbt, und aus den Trümmern der Commune rettet er sie nach der deutschen Heimat ihres Herzens. In dieser Inhaltsangabe ist zugleich die Kritik dieses Romans gegeben: er ist durchaus erfüllt vom Geist des Chauvinismus und der nationalistischen Ungerechtigkeit des Dritten Reichs; Deutschtum bedeutet: Kultur, Biederkeit, Tugend, der französische Nationalcharakter wird nach der etwas korrupten Abenteurergesellschaft des Kaiserhofes, der weiblichen Demimonde, den phrasenreichen Politikern und den wilden Communards konstruiert — ohne im mindesten durch Kenntnis des soliden, sparsamen französischen Bürgertums und seiner guten, tüchtigen Hausfrauen und Mütter getrübt zu sein. E. A.

Joseph Conrad: Taifun. Roman, ungekürzte Volksausgabe. (Verlag J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart.)

Der gleiche Verlag, der 1908 die erste deutsche Ausgabe dieses männlich-kühnen Seebuches herausbrachte, legt nun im 30. Tausend eine ungekürzte Volksausgabe vor. Willkommener Anlass, es Liebhabern des Meeres und guter, englischer Prosa ans Herz zu legen. Sie finden darin die Schilderung eines Taifuns in den chinesischen Meeren, die der Autor selbst als Kapitän befuhr, und zwar in einer wenig gehandhabten Technik des Erzählens: so nämlich, dass mehrere Mitglieder der Besatzung darüber berichten, wodurch die seelische Reaktion des Orkans auf die verschiedenen Charaktere gezeigt wird. Grossartig die Figur des alten, schweigsamen, phantasielosen und redlichen Kapitäns, sowie die Episode der Dollar-Verteilung unter den rebellischen Kulis. C. S.

Kriegserinnerungen

Harry Schumann: Geist von Langemarck. Das Erlebnis von 1914. (Carl Reissner Verlag, Dresden.)

Dieses Buch stellt die Neuausgabe zweier Bücher dar, die im ersten Kriegsjahr geschrieben worden sind; dass der Text dieses in der ersten Kriegserregung geschriebenen Produkts heute unverändert gedruckt und herausgegeben werden kann, ist ein Symptom für die geistige Haltung des dritten Reiches. Der Verfasser erweist sich als ein anständiger Mensch, der gegen die Verächtlichmachung der Gegner, gegen Kriegspropaganda treffliche Worte findet (ohne allerdings spüren zu wollen, dass auch sein Neudruck in den Bereich dieser Propaganda fällt). Umso erschütternder ist es, zu konstatieren, dass zwischen der in diesem Buche zum Ausdruck kommenden mystischen Erhöhung des kriegerischen und des völkischen Erlebnisses und der Haltung wohl der gesamten übrigen Welt ein mit Begriffen kaum mehr überbrückbarer Abgrund klafft. Hart liegt das Absurde neben dem Grotesk-Komischen; man könnte jede Seite zitieren — ich greife einige Stellen heraus. So heisst es in einer Schilderung aus der Zeit des Kriegsbeginns: «Ein Schutzmann, dem vielleicht von der Dienstzeit als Militärmusiker die Muse noch befreundet ist (!), spielt die Melodie («Die Wacht am Rhein») auf einem verstimmten Klavier. Der preussische Schutzmann als Pianist — ein typischer Ausschnitt aus dem grossen Gemälde dieser Tage» Oder es wird in diesem 1934 erschienenen Buche in dankbarem Gedenken noch einmal die alte Geschichte von dem «wackeren Schneidermeister» aufgewärmt, der da sagte: «Wenn mir ein Reisender noch englische Stoffe anbieten sollte, macht er Bekanntschaft mit einem deutschen Gummiknüppel». Oder es heisst wörtlich: «Fein sind die Satiren (!): «Hier werden noch Kriegserklärungen angenommen» und «Insektenpulvertransport über Berlin nach Petersburg» oder «Sitzungszimmer für die Kommission zur Eingemeindung Russlands». In meinen kühnsten Befürchtungen habe ich nicht für möglich gehalten, dass es 20 Jahre nach Kriegsausbruch möglich sein sollte, dem deutschen Volke derartige ranzige Proben jenes greulichen Pseudohumors vorzusetzen, der nur durch die erste Erregung psychologisch entschuldbar ist. Wer sich etwas Hoffnung auf die Entwicklung des genus humanum bewahren will, lasse die Finger von dieser aufgewärmten Kriegsschwarte (die übrigens als Kulturdokument von Walter v. Molo begeistert empfohlen wird!). Am unangenehmsten fällt in diesem Buch, das sich trotz alledem um menschlichen Anstand bemüht, eine unverkennbare Tendenz zur Selbstbelügung, ja zur nackten Heuchelei auf. So wird der Zar lächerlich gemacht, weil er sich während des Krieges in einer Proklamation an seine «lieben Juden» wandte, obwohl jedes Kind weiss, dass Ludendorff 1916 die «Juden in Polen» nicht minder zärtlich umworben hat. So wird von den Elsässern zu Kriegsbeginn festgestellt: «Unzählige von ihnen können noch nicht einmal Deutsch; sie sprechen die Sprache Frankreichs, aber nur, um «Vive l'Allemagne» zu rufen.» Und schliesslich wird am Ende dieses merkwürdigen Buches, das ausdrücklich der Pflege «rassereiner» Dichtung gewidmet ist, als «eines der besten Stücke unserer Volkslyrik» das Lied «Drüben am Wiesenrand hocken zwei Dohlen...» angeführt, aber verschwiegen, dass der vor Belgrad gefallene Dichter Heinrich Zuckermann ein Jude war. Oder, und hier muss man sich fragen, ob dem Verfasser und den heutigen Lesern dieses Kriegsbuches in ihrem Leben auch nur eine Sekunde lang aufgedämmert ist, was andersgeartete Menschen unter menschlicher Würde und Freiheit verstehen; es wird nämlich die wiedergewonnene Einigkeit des Volkes zu Kriegsbeginn in einer Anmerkung mit der unter den Häftlingen der deutschen Konzentrationslager hergestellten «Einigkeit» verglichen: «Das Buch 'Konzentrationslager Oranienburg' von Sturmführer Schäfer schildert, wie viele im Konzentrationslager sich zum Vaterland zurückgefunden haben, wie Häftlinge spontan das Deutschlandlied singen.» Der Autor ist über diese Spontaneität entzückt.

Dieses Buch ist in einem deutschen Verlag erschienen, in deutscher Schrift gedruckt, aber in der Sprache des Urwalds geschrieben worden.

Herrmann Steinhausen.

Vier Sowjetbücher

Die vier Bücher, die der Ring-Verlag, Zürich, herausbringt, sind keine Spitzenleistungen. Sie geben einen Begriff von dem Durchschnitt der offiziellen Sowjetliteratur — über der man nie übersehen soll, dass es auch eine inoffizielle, vom Staate geduldete, aber nicht geförderte Literatur in Russland gibt und dass selbst ein politischer Tendenzschriftsteller wie Ehrenburg (der freilich auch ein Dichter von Rang ist) nur mit grossen Vorbehalten von der bolschewistischen Literaturbürokratie anerkannt wird. Das ist der grosse Vorbehalt, der gemacht werden muss, wenn man die vorliegenden Werke als Dokumente modernen sowjetischen Geisteslebens betrachten will. Ein anderer kommt hinzu: die beiden repräsentativen Romane von Iljenkow und Furmanow sind ältere Werke, ihre Problematik hat mit den Fragen wenig zu tun, die 1934 Sowjetrussland beschäftigen — und diese Fragen sind neu, eigenartig, für Russland ungewohnt und überraschend. Heute entdeckt Russland das Individuum, die Geschichte, die Buntheit des Lebens, die Liebe; aber all das hat in den vier neuen Büchern des Ring-Verlags noch keinen Niederschlag gefunden. Es sei denn, dass man die kleine Skizze von K. Paustowski, «Das Schicksal des Charles Longeville» schon als Ausdruck dieser neuen Strömungen gelten lassen will: da wird der Versuch unternommen, eine wirkliche historische Novelle zu bauen, da werden die Anfänge der russischen Industrie, die Zeit Alexanders I. und die Erinnerungen an den grossen Fronbauernaufstand im Alexanderwerk von Petrosawodsk hineinverarbeitet in die Geschichte eines nach Russland verschlagenen französischen Revolutionärs, und die Zeichnungen von Tatjana Mawrina, die das kleine Werkchen schmücken, lassen in ihrer idyllisch lockeren Biedermeierlichkeit jeglichen Pathos vermissen und stricheln liebevoll und ein wenig ironisch hübsche Genrebildchen. Aber die «Novelle», ohne jede geschlossene Handlung, mehr eine Sammlung von Material zu einer Novelle, Notizen zu einem Zeitbild, historische Randbemerkungen um eine zufällige und wenig klar hervortretende Einzelfigur, ist doch zu unbedeutend, zu episodisch, zu wenig geformt, um als Beleg für die Wandlungen der Weltanschauung und des Lebensstils dienen zu können, die sich gegenwärtig in Russland vollziehen.

So wenig wie Paustowskis Novelle eine Novelle ist, so wenig ist «Tschapajew» von D. Furmanow ein Roman. Es sind Erinnerungen an die Bürgerkriegszeit, Memoiren eines politischen Armeefunktionärs, vor allem Berichte von seinen Begegnungen mit dem Freischarenführer und späteren Divisionskommandeur Tschapajew, der mit seinen Bauern-Regimentern auf der Seite der Sowjettruppen einen hervorragenden Anteil an der Abwehr der Koltschak-Offensive hatte und kurze Zeit darauf mit seinem ganzen Stab einem Kosakenüberfall zum Opfer fiel. Das Buch, naiv militärisch-«kriegskommunistisch», gibt im ganzen trotz seiner Einseitigkeit ein ausgezeichnetes Bild der entscheidenden Kämpfe an der Ural-Front, die schliesslich zum Zusammenbruch der Koltschak-Armee und zu dem beispiellosen Rückzug durch Sibirien geführt haben. Vor allem aber wird das Bild Tschapajews höchst lebendig: das Bild eines halbanarchistischen, auf seine Unabhängigkeit erpichten Bauernrevolutionärs ohne politisches Programm, der alle Befehle der Heeresleitung missachtet, auf die «Akademiker» nur mit Misstrauen schaut, keine Spur von Kriegstheorie versteht, und der doch mit einer glänzenden militärischen Klarheit seine Truppen von Erfolgen zu Erfolgen führt — ein Menschentyp, der in seiner Mischung politischer Unbekümmertheit und militärischer Schläue, in dem Nebeneinander primitiver Grausamkeit und echter menschlicher Wärme unter den berühmten Bandenführern des Bürgerkrieges manches Gegenstück aufwies und für die aufgewühlte, anarchische Zeit von 1918 bis 1921 zweifellos eine ausserordentlich charakteristische Erscheinung ist.

Einer ganz anderen Zeit gehört Wassili Iljenkows Roman «Die Triebachse» an; hier ist die ganze Psychologie der Pjatiletka-Zeit eingefangen, die Zeit der Kämpfe um den ersten Fünfjahresplan, der Saboteurfurcht und der Schädlingsprozesse. Der Roman selber erzählt die Geschichte einer Gruppe sabotierender Ingenieure in einem Lokomotivwerk und ihrer kommunistischen Gegenspieler — sehr weitschweifig, ohne künstlerische Disziplin, im Einzelnen sich verlierend, aber farbig und anschaulich; dass es in dem Buch keine weissen Teufel gibt, wird man ihm zur Ehre anrechnen, auch wenn die roten Engel, durch deren Eingreifen die Schädlinge entlarvt und «liquidiert» werden, der erzählerischen Kraft und Ursprünglichkeit viel Abbruch tun und manches zum Klischee erstarren lassen. Die Bemühung um eine psychologische Fundierung ist unverkennbar, ebenso unverkennbar aber der politische Sinn solcher Geschichten: das Versagen der industriellen Organisation durch die Einwirkung einer «bösen» Macht von aussen zu erklären und damit zu entschuldigen.

Alle diese Bücher werden kaum wesentlich über den Kreis jener Leser hinausdringen, die in ihnen vor allem Bestätigung eines politischen Glaubens suchen. Das letzte Werk aber, das heute anzuzeigen ist, kann auf ein ganz anderes Interesse der westeuropäischen Oeffentlichkeit rechnen. Es ist kein Roman, nicht einmal eine Reportage, sondern eine Dokumentensammlung, wenngleich mit künstlerischen Mitteln unternommen und ausserordentlich wirkungsvoll «montiert»: der Bericht «Tscheljuskin» mit dem Untertitel «Ein Land rettet seine Söhne» (Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter in der UdSSR., Auslieferung durch den Ring-Verlag, Zürich), zusammengestellt von dem ausgezeichneten Schriftsteller Sergej Tretjakow gemeinsam mit einem Schriftsteller-Kollektiv, das aus Pressemeldungen, Tagebüchern von Expeditionsteilnehmern, Rechenschaftsberichten, Erzählungen, Funksprüchen die Geschichte jenes Dampfers «Tscheljuskin» rekonstruiert, dessen Untergang im Eismeer mit der heroischen Rettung seiner Mannschaft durch die russischen Flieger in diesem Frühjahr die ganze Welt in Spannung gehalten hat. Die Form des Buches, das nicht eine Geschichte erzählt, sondern eine Geschichte erleben lässt, das nur ganz einfach das Material sinngemäss ordnet und zusammenstellt, lässt die fieberhafte Spannung nachfühlen, die damals weit über Russland hinaus alle Blicke nach der Eisscholle gelenkt hat, auf der die Expedition nach dem Untergang des Schiffes zwei Monate auf die rettenden Flugzeuge warten musste. Es sind wirkliche Dokumente des Heldentums, die hier aneinandergereiht werden zu einer Chronik der Anstrengungen und des Mutes, hinter der alles Agitatorische völlig zurücktritt — und die gerade darum zweifellos den Russen mehr Sympathien eintragen werden als hundert noch so gute Romane. F. R. A.

Bücher der Runde

René König: Vom Wesen der deutschen Universität.

Arvid Brodersen: Stefan George, Deutscher und Europäer.
(Verlag Die Runde, Berlin.)

Diese bereits in ansehnlicher Zahl vorliegenden Bücher wollen im Sinn des von Stefan George und den Seinen ausgegangenen Humanismus, des «dritten Humanismus», auf die Geisteswissenschaften und ganz allgemein erzieherisch wirken. René König zeigt in seiner Schrift Umriss, Wandel und Schicksal der Idee der deutschen Universität und rückt damit einige dringende Fragen der Gegenwart in umfassende Belichtung. Diese Idee, die im Gedanken alle Gegensätze zur Versöhnung bringt, gelangte nicht zur Verwirklichung. Schon bevor der Zerfall der Hegelschen Philosophie (noch vor 1830) auch äusserlich den Abschluss der idealistischen Epoche kundtat, blieb die Begründung eines geistigen Reiches unvollendet liegen. Nach dem Verfasser wäre an diesem Punkt wieder einzusetzen, «und unser ganzes Bemühen gehe auf die Verwirklichung einer geistigen Existenz». Es solle aber durchaus nicht etwa die idealistische Universitätsauffassung auf die Gegenwart übertragen werden, wie ja der Idealismus selbst nur das frei Geschaffene als echtes Leben anerkenne. — In drei Büchern wird das Geschick der deutschen Universität nachgezeichnet: I. Der Kampf um Aufhebung oder Reform der Universitäten; II. Die Universität im System der freien Selbsttätigkeit (Fichte); III. Wissenschaftsbildung und Staat. Durch das ganze Buch geht der Kerngedanke: «Die Universität ist die sichtbare Darstellung des höchsten geistigen Lebens der Nation». In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wäre dieser Satz keine Selbstverständlichkeit gewesen, als alle Gebiete sich unter der Vormacht des Staates verweltlichten, die Spekulation dem Nützlichkeitsstreben weichen musste. Friedrich Wilhelm I. vor allen errichtete in seinen Fachschulen eine Gegnerschaft zur Universität. Seit 1760 entwickelt sich der Kampf der Aufklärer (Philanthropisten) gegen die Universitäten als gegen Ueberreste klösterlichen Lebens. Die «Berliner Mittwochgesellschaft» befürwortete ihre Aufhebung; klardenkende Männer verlangten dagegen ihre Reform. — Christian Wolf errichtet die Philosophie als formale Disziplin und fordert zum erstenmal in Deutschland: der Studierende sei zum denkenden Wesen zu erziehen; dabei komme der Mathematik ein gymnastischer Wert zu. Das Vorbild der Griechen pries vor Winckelmann und Lessing Johann Matthias Gessner; Gottsched und Gellert fordern aus der deutschen Sprache heraus eine lebendige deutsche Kultur. Doch nicht an der berühmten Leipziger, an der Universität Göttingen geschah der Aufschwung. Hier erlangte die Philosophie grösstes Ansehen. Hier hob der Orientalist J. D. Michaelis die Momente hervor, die viel später der deutschen Universität ihre Eigentümlichkeit verliehen: Selbsttätigkeit des Denkens, Einheit von Theorie und Praxis und die allem irdischen Wissen übergeordnete Idee der Einheit. Die Bestrebungen gipfeln in Fichte. — Nach Friedrich II. drohte Friedrich Wilhelm II., den Unterricht wieder der Theologie zu unterstellen. — Trotz Rousseau hält sich die deutsche Auffassung in der Mitte zwischen Staatsabsolutismus und absoluter Freiheit des Individuums. Mit der Zentralisierungstendenz war in Preussen eine besondere oberste Schulbehörde entstanden. Der Staat wird (J. v. Massow, Stephani) als Erzieher zur «moralischen Person». Im Anhang seines Plans, der Staatsbeamten-Schulen fordert und die Philosophie ausschliesst, gibt Stephani den der Neugründung einer Universität zu Berlin. Der neue Universitätsgeist war in Jena zentriert. (Seit 1794 Fichte und Schelling; seit 1799 Fichte in Berlin.) Nach dem Frieden zu Tilsit behielt Preussen nur die Universitäten in Königsberg und Frankfurt a. O. Wieder dachte man an eine Berliner Universität. Die Professoren von Halle wünschten eine korporative Uebernahme der Universität Halle nach Berlin. Der König schlägt eine Neugründung vor, unter Heranziehung einzelner Hallenser-Lehrkräfte. Steins Berufung zum Innenminister verzögert die Ausführung. Nach Steins Abdankung gelang Wilhelm von Humboldt, als Unterrichtsminister, die Verwirklichung des Planes. Das Gründungsjahr der Friedrich Wilhelms-Universität war 1809. In Humboldts Person traten nun zwar Staatsleben und Wissenschaftsstreben glücklich zusammen. Dass er aber diesen Bund nicht als einen zukunftsträchtigen zu stiften vermochte, war die Tragödie der deutschen Universität. Seine Stellung zum Staat ist zweideutig. Dieser ist ihm kein Erziehungs-, sondern Rechtsinstitut; gegen seine Kulturfunktion ist er misstrauisch. Für Schelling war der Staat die Form, unter der Kultur in die objektive Weltwirklichkeit tritt. Für Humboldt bedeutet Nation die Region der Freiheit gegenüber der eigensüchtigen Gewalt des Staates. Nation als das Schöpferische gibt der Geschichte ihre Impulse. Dies war aber der Standpunkt Fichtes, mehr noch der naturrechtlichen Aufklärung. — Die ausdrückliche Vereinigung von Staat und Universität fehlt in der Auffassung Humboldts; sie fehlt gleicherweise bei Schleiermacher, den jener, unter Zurücksetzung Fichtes, zur Mitarbeit geholt und dessen Schrift grossen Erfolg hatte. Henrik Steffens, streng im Rahmen des Idealismus, überspannt den Begriff der Einheit. Aus Hegels Anschauung wird ersichtlich, dass das Ziel nicht erreicht worden war.

Dem Versuch von Brodersen liegt das Phänomen zugrunde, das er als «deutsches Europäertum» bezeichnet und das er auf zwei Entdeckungen beruhen sieht: der des Völkischen und der der Antike, die wiederum den beiden geistigen Bewegungen Romantik und Klassik entstammen. Romantik ist «der Drang eines Volkes, seine innerste Wirklichkeit zu entfalten». Die deutsche Romantik war in besonderem Masse dem Norden zugewandt; durch sie erkannte der Norden sich selbst. Die Selbst-Entfaltung der Völker ist eine Notwendigkeit des guten Europäertums; es bedarf aber noch einer zweiten, der einigenden Grundlage. Dies war die Entdeckung der Antike durch die deutsche Klassik: Goethe, Winckelmann, Hölderlin. Ihr Hellenentum ist Besinnung auf die glückhafte Jugend der europäischen Seele. Die eigentliche Wirkung der Klassik — im Gegensatz zur Romantik — blieb aus. Sie war südwärts gerichtet, betrachtete die Völker unter den Bildern gemeinsamer Ahnen. Völkisch und übervölkisch, das wäre gutes Europäertum. Beides war vereinigt in Goethe, der unverstanden blieb, in Nietzsche, der zerstört nach Deutschland heimkehrte, in George, in dem Brodersen das deutsche Europäertum erfüllt sieht. Früh machte sich George die wichtigsten europäischen Sprachen zu eigen, seinen Sprachgeist so erweiternd, ausländische Dichtung dem Deutschen einverlautend, während sich im Süden und Norden ausländische Dichter seinem Kreise anschlossen. Nachdem er im «Teppich» nur ganz allgemein Landschaft und Menschen seiner rheinischen Heimat hatte erkennen lassen, bekannte er sich im Siebenten Ring zum «ganzen Reich deutscher Zunge», und allein zu ihm. Das heisse nicht, sagt der Verfasser, George wolle damit sein Land aus der Gemeinschaft herauslösen, was ja eine Zurückordnung und ein Provozieren der Einkreisung bedeuten müsste. Doch aus dem Innen des deutschen Geistesraums habe sich dem Dichter des Deutschtums Süden offenbart: seiner Doppelheit werde der deutsche Mensch sich nun bewusst, weshalb denn auch der Nordmensch fortan im Deutschen Reich (dies seelisch-geistig zu verstehen) seinen Süden finden könne. — In der klaren und schönen Rede des norwegischen Verfassers lebt etwas von der frohen Zuversicht, wie sie die ersten Bände der «Blätter» oder Gundolfs erstes Shakespeare-Buch kennzeichnet. ng.

Vorverkauf:

12. Jahresfeier des

Basler-Damenhandharmonika-Club

Samstag, 30. März 1935, im Volkshaus Burgvogtei.

Aufführung:

s'Bärgläbe

mit Berteli Schenk, Solojodlerin
(10 Jahre alt)

Programme im Vorverk. Fr. —.55, Abendkasse 1.10
Reservierte Plätze zu Fr. 1.10 nur im Vorverkauf erhältlich bei R. Herzog, Clarastr. 37. Tel. 30.870.

Vorverkaufsstellen: Musikhaus Ammann, Rebgasse No. 14; Musik Blattner, Clarastrasse 5 und Güterstrasse 147; Musikhaus Knörri, Leonhardsgraben 2; Zigarrenhaus z. Barfüsser A.-G., Barfüsserplatz 13; A. Walch, Steinenvorstadt 52. 20448

Reisen Sie nicht ohne National Zeitung

Trommel- und Pfeifer-Schule der Vereinigten Klein-Basler

Unter bewährter Leitung beginnt auch in diesem Jahr die bekannte Trommel- und Pfeiferschule der Vereinigten Kleinbasler zu günstigen Bedingungen Samstag, den 16. März, nachmittags 3 Uhr, im Restaurant z. Alten Warteck, Clarastrasse 59. Anmeldungen nehmen die Herren Gotti Blatter, Clarastrasse 11 und Herm. Bitterli, Bläsiring 48, entgegen. 20457

Trommel- und Pfeifer-Schule

Central-Club

für Anfänger und Fortgeschrittene. Anmeldung: Samstag, den 16. und 23. März Rest. zum «Salmen», beim Spalentor oder bei G. Hurter, Lothringerstrasse 102. P 3330 Q

CANNES · GALLIA PALACE

In voller Südlage, inmitten prächt. Park, 180 Zimmer mit Bad und Telephon. Pens. von frz. Fr. 70.—.
84.990 Direktion: J. Wild.

Das

Besuchsverbot

der nachstehenden

Spitäler

ist im Einverständnis mit dem Gesundheitsamt

aufgehoben!

Besuchszeiten wie üblich:

Augenheilanstalt **Frauenspital**
Bürgerspital **Kinderspital**
Claraspital **Hilfsspital**

P3333Q

PALACE CINEMA

Unt. Rebgasse

Première: Heute Samstag, abends 7 Uhr!

Wiederum ein Spitzenwerk

des Tonfilms. — Der längst erwartete Film von

ANNA STEN

Rußlands berühmtester Schauspielerin, genannt die **russische „Greta Garbo"**

Nana

Dirnen-Tragödie

Ein Sittenroman aus dem Paris von 1870
nach Motiven aus dem bekanntesten Roman
von

Emile Zola

Die Hauptfigur aus Zolas Roman „Nana" hat in Anna Sten eine Darstellerin gefunden, die sich durch ihre unerhörte und ergreifende Ausdrucksfähigkeit wie keine andere für diese Rolle geeignet hat. Paris 1870. Auf der Bühne des Appollo-Theaters tritt eine kleine, noch unbekannte Schauspielerin auf. Ihr erstes Auftreten wird zum rauschenden Erfolg. Für sie beginnt das grosse Leben. Zwei Brüder durchkreuzen ihre Laufbahn. Um ihrer Karriere willen betrügt sie den einen mit dem andern. Und als sie sich zum Duell herausfordern, opfert sie selbst ihr junges Leben.

Männer waren ihre Sprossen auf der Stufenleiter von der Straße zum Gipfel des Ruhms! Die Männer waren aber auch ihr Verderben!

Achtung! Samstag, 3 und 5 Uhr

unwiederruflich letzte Vorstellungen der

Mickey-Maus-Revue

Kinder haben zu halben Preisen Zutritt!

89/84